Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 6 (1902)

Artikel: Unter Buren und Briten [Schluss]
Autor: Känel, Friedrich von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-574663

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Unter Buren und Briten.

Erlebnisse eines finnischen Freiwilligen (Hjalmar Persson Janek) im Burenkrieg.

Nach dem Schwedischen frei übersetzt von **Friedrich von Känel.**

(Schluß).

Der Zug fuhr sehr langsam und hielt häufig während der Nacht, weil man Befürchtungen wegen allfällig vorhandener Dynamitminen hegte. Es dauerte drei Tage, bis wir in Kronstadt im Oranjefreistaat anlangten. Hier vernahmen wir, daß der überall anwesende und aufmerksame „Flying Dutchman"*) eine Brücke in der Nähe von Springfontein gesprengt hatte.

Ich sollte deshalb nach dem Gefängnis von Bloemfontein geführt werden, bis die Linie wieder frei wäre. In Kronstadt mußten wir sechs Stunden lang auf den Zug warten, und unterdessen war ich Gegenstand einer komischen, aber trotzdem unangenehmen Aufmerksamkeit. Eine junge Offiziersfrau, die auf dem Perron erschienen war, um das „Tier" zu sehen, das aus Simonstown geflüchtet war, sagte ganz offen, jedenfalls im Glauben, daß ich die englische Sprache nicht verstände: „Aber er sieht doch nicht so ungeheuer pfiffig aus!" worauf ich ihr empfahl, den Hund nicht nach den Haaren beurteilen zu wollen. In Bloemfontein saß ich zwei Tage in der Zelle. Am 2. Juli kam eine große Menge Gefangener von Pretoria und Johannesburg, die noch am gleichen Abend nach Kapstadt weitergeführt werden sollten, nachdem die Brücke bei Springfontein wieder hergestellt war. Infolge eines Irrtums öffnete man meine Zelle, und ich schlüpfte hinaus unter die andern Gefangenen. Am Abend wurden wir längs der den Gefängnishof umgebenden Mauer aufgestellt, worauf die Namen derjenigen verlesen wurden, die nach Kapstadt sollten. Es waren 138 Mann, und der wachehabende Offizier konnte nicht begreifen, daß er einen Mann zuviel hatte. Es regnete stark, und die armen Gefangenen wurden ganz durchnäßt, weshalb man sich nicht die Mühe nahm, noch einmal nachzuzählen. Doch wurden wir auf der Station, nachdem wir unter Dach gekommen waren, wieder gezählt, mit dem gleichen Resultat, d. h. es waren 138 Mann »in natura« vorhanden, während nur 137 auf der Liste standen. Wahrscheinlich dachte der Offizier, „daß sich für den Rock, der zu lang war, wohl Rat fände"; denn er ließ uns ohne weiteres in die Koupees des wartenden Kapzuges stecken. In dem Koupee, in das ich kam, fehlte es an Platz für einige Soldaten, weshalb diese auf der Plattform stehen bleiben mußten. So hatte der Zufall für meine Flucht alles so gut als möglich vorbereitet, und mir blieb es vorbehalten, das Uebrige zu thun.

Auf jeder Station, wo der Zug hielt, waren Soldaten längs der Linie aufgestellt, sodaß eine Flucht nur zwischen zwei Stationen bewerkstelligt werden konnte. Ich beschloß, um halb drei Uhr morgens den Versuch zu wagen, weil ich vermutete, daß um diese Zeit unsere Wächter mit dem Schlaf zu kämpfen hätten. An der Decke meines Koupees befand sich eine große Lampe; mit einem Federmesser schraubte ich sie los und stellte sie auf den Boden. Die Kameraden schliefen den Schlaf des Gerechten, und ihr Schnarchen nebst dem Stampfen des Zuges bewirkte, daß das Geräusch meiner Arbeit nicht vernehmbar war. Das Loch, in dem die Lampe gesessen, war indes zu klein, um durchschlüpfen zu können; wäre die Decke nicht so dick gewesen, so hätte sich die Sache schon machen lassen; so aber mußte der Plan aufgegeben werden. Andernfalls wäre es mit keiner Gefahr verbunden gewesen, diesen Weg zu nehmen; denn der Zug war vollständig gedeckt, und man hätte leicht bis an sein Ende gelangen können, wo ein Gepäckwagen war, frei von Soldaten.

Ich setzte die Lampe wieder fest und weckte einen bekannten Holländer, der Slotema hieß. Von diesem lieh ich mir eine Decke, die ich um den linken Arm wand. Ich ließ das Fenster herab und blickte hinaus. Die Nacht war so dunkel, daß man kaum den nächsten Soldaten auf der Plattform sehen konnte. Der Zug fuhr mit großer Schnelligkeit; aber hier hatte ich keine andere Wahl, weshalb ich, mit den Händen die beiden obersten Schlafstellen erfassend, mich mit den Füßen voran hinausschob. Ich kam mit dem Arm auf einen losen Gegenstand zu liegen, rollte ein paar Mal über und über und blieb unbeweglich liegen. Ein paar Sekunden später war der Zug vorübergefahren, und ich befand mich wenigstens bis auf weiteres in Freiheit. Zuerst glaubte ich, daß mein linker Arm gebrochen sei; das war indes nicht der Fall. Freilich schmerzte der Ellbogen heftig, und der Arm schwoll an. Im Uebrigen war ich nicht verletzt. Es war bissig kalt, alle Sträucher mit Frostreif bedeckt; ich fror wie ein Hund; aber trotzdem empfand ich ein unbeschreibliches Gefühl des Wohlbehagens, wenn ich an den Provost in Pretoria dachte, der mir so sicher eine Reise nach Ceylon versprochen hatte. Ich war indessen noch lang nicht sicher. Für einen, der sich ohne Paß oder „Kirchenschein" mitten in Feindesland befand, waren bedeutende Schwierigkeiten vorhanden. Doch ging es leichter, als ich geglaubt hatte. Geld besaß ich genügend, um heim nach Europa reisen zu können, falls es unmöglich sein sollte, Portugiesisch-Ostafrika zu erreichen. In Pretoria hatte ich 42 Pfund bei der Kompagnie erhoben, bei der ich angestellt war; überdies waren ja die Engländer so freundlich, mir sieben Pfund für eines ihrer Pferde zu geben. Dieses Geld trug ich in einem Gurt auf dem bloßen Leib, und die Engländer untersuchten mich nie. Und die Engländer pflegen zu sagen, daß man mit englischen Pfunden und der englischen Sprache durch die ganze Welt komme; im Vertrauen auf dieses etwas sanguinische Sprichwort marschierte ich hinab nach der Station Rhenosterkop.

An allen Viadukten und Brücken waren Wachen aufgestellt; da sie aber sämtlich infolge der Kälte Feuer angezündet hatten, waren sie auf weite Entfernung sichtbar und ließen sich leicht umgehen. Nichts destoweniger wurde ich bei Nelsport angerufen, und weil ich natürlich nicht antwortete, feuerten sie einige Schüsse auf mich ab, doch ohne zu treffen.

In Rhenosterkop schloß ich Freundschaft mit dem Stationsinspektor, und wir erfreuten uns gegenseitig, er mich mit einem Frühstück und ich ihn mit einer langen Geschichte von einem gestohlenen Bicycle und einigen andern größern und kleinern Notlügen. Mit dem nächsten Zug aber fuhr ich nach Beaufort-West (einem großen Platz in der Kapkolonie, früher Endpunkt der Eisenbahn), wo ich mir ein Billet nach Kapstadt kaufte. Auf der Fahrt machte ich Bekanntschaft mit einem englischen Offizier und seiner Frau, die so freundlich waren, mich zum Mittagessen in Matjesfontein einzuladen, wo der Bahnzug einen längern Halt machte. Dies kam mir sehr gelegen, weil es allfällige Spione irreführen mußte. Ich mußte aber doch lachen, wenn ich in Gedanken einen Vergleich anstellte zwischen den Mittagessen, die die Königin von England mir hatte bieten lassen, und demjenigen, das ich mit einem ihrer Offiziere genoß.

Am nächsten Morgen langte ich in Kapstadt an, fünf Stunden später als der Gefangenenzug, und just nicht besonders unglücklich über die „verspätete Ankunft". Es war nicht schwer, ein Billet von Kapstadt nach Durban zu erhalten, da die Kriegsgesetze auf die erstere Stadt noch keine Anwendung fanden. In Durban kaufte ich durch Vermittlung eines Freundes eine Khakiuniform und galt nun als englischer Freiwilliger bei der B. M. I. (Border mounted infantry), der zur Zeit auf Urlaub war. Alle Soldaten hatten freien Zutritt zu den Wettrennen, und dort vertrieb ich mir die Zeit.

Ich mußte vierzehn Tage auf den Dampfer nach Portugiesisch-Ostafrika warten. Als er anlangte, hatte ich nur ein Billet nach Chinde, der ersten Station in Deutsch-Ostafrika, zu kaufen, weil es unmöglich war, einen Paß nach dem Portugiesischen Territorium zu erhalten. Das Billet sollte vom Militärkommandanten gestempelt werden, weshalb ich meine Khakiuniform gegen Zivilkleider vertauschte und nach dem Hauptquartier ging. Hier wurde ich einem schrecklichen Kreuzverhör über alles mögliche unterstellt, wer und was ich wäre, woher ich komme, wo ich in den zehn letzten Monaten gewesen, u. s. w. Ich hielt mich indessen tapfer, d. h. ich log wie ein Bürstenbinder und trug den Sieg und ein gehörig gestempeltes Billet davon. Das letztere war indes mit der Bemerkung versehen: „Darf unter keinen Umständen auf portugiesischem Gebiet ans Land gehen" — was mir komisch erschien, da es der Schiffsbesatzung unmöglich ist, jemand daran zu verhindern, sich in

*) „Der fliegende Holländer", mit welchem Spitznamen General Dewet von den Engländern belegt wurde.

Friedhof an der Klosterkirche zu Fahr.

Aquarell von W. L. Lehmann, Zürich.

eines der kleinen Boote zu begeben, die immer auf der Rhede eines jeden Küstenplatzes erscheinen, wo die afrikanischen Küstendampfer zu halten pflegen. Freilich hatte die deutsche Dampfschiffgesellschaft, um Durban befahren zu können, sich verpflichten müssen, in portugiesischen Häfen keine andern Personen landen zu lassen, als solche, die mit englischen Pässen versehen waren.

An Bord des Dampfers befand sich ein englischer Spion. Es machte mir Vergnügen, in seiner Gegenwart meinen Streich in Durban zu erzählen und ihn damit nach Noten zu ärgern. Er schwor bei allen Göttern des Olymps, daß ich nicht in Lorenzo-Marques landen werde, und ich gelobte ihm bei den gleichen Größen, daß ich mich, da ich nun so weit gekommen sei, weder durch Deutsche noch Portugiesen aufhalten lassen werde. — Als der Dampfer in den Hafen von Lorenzo-Marques kam, rannte der Spion wie ein Verrückter herum und stellte an allen Orten Wachen auf, wo ein Mensch hätte über Bord klettern können, während ich auf dem Halbdeck saß und zusah, wie er schwitzte. Mittschiffs lag ein Segelboot mit einem sehr hohen Mast. Ich wartete, bis es sich zur Abfahrt anschickte, und als es nach dem Dampfboot herüberrollte, sprang ich hinab auf die Reling des letztern, erfaßte die Mastspitze des erstern mit beiden Händen und glitt vor der Stag hinab, gerade als das Segel gehißt wurde, unter dem allgemeinen Jubel der Reisenden und der Bekannten am Land, die die Situation begriffen. Als der Spion ans Land kam, stand ich mit dem Hut in der Hand am Hafenpier und bewillkommte ihn mit einem „liebenswürdigen" Lächeln. Die Lacher waren auf der rechten Seite, und daß der Gegenstand ihrer Heiterkeit nicht vor Wut platzte, kam wohl daher, daß er von der Natur mit einer ungewöhnlich harten Haut ausgestattet war.

Ich verließ Lorenzo-Marques, als die Engländer sich der Bahn nach Komatiepoort bemächtigten, und ging an Bord eines österreichischen Dampfers, des „Styria", der heimkehren wollte. Die Reisenden bestanden hauptsächlich aus Freiwilligen der verschiedenen Korps, die auf Seite der Buren gekämpft hatten, nun aber aus Mangel an Pferden nicht weiter am Krieg teilnehmen konnten, sondern über die portugiesische Grenze gegangen waren, wo sie vorzogen, ihre Waffen lieber den Portugiesen auszuliefern, als sich von den Engländern gefangen nehmen zu lassen. — Im November langte ich via Triest und Amsterdam in Helsingborg an.

Als Beweis der großen Sympathien, die die Buren auf dem Kontinent genießen, mag erwähnt werden, daß wir auf unserer Reise durch ganz Europa unser Gepäck nirgendswo vor den Zollbeamten zu öffnen brauchten. Ueberall sagte man: „Ihr seid Burenfreiwillige, bemüht Euch nicht!"

XII. Skizzen.

Es scheint die allgemeine Meinung verbreitet zu sein, daß alle Skandinavier, die sich für die Buren schlugen, Angehörige des Skandinavischen Korps gewesen. Das ist aber nicht der Fall. Eine Anzahl Schweden und Norweger haben es vorgezogen, unter den Buren selbst zu stehen, d. h. keinem Freikorps anzugehören. Andere sind schon mit dem ersten Korps ins Feld gezogen, noch ehe das skandinavische gebildet wurde. Im letztern aber befand sich ein Norweger von Aalesund, Einar Olsen, der, nachdem er sechs Wochen lang infolge von Wunden, die er in Natal erhalten, im Lazarett von Pretoria gelegen, sich uns anschloß, leider nur, um mit seinem Herzblut den durstigen Sand bei Magersfontein zu tränken.

Vor Ladysmith steht der „Long-Tom" der Buren aufgestellt auf einem Hügel. Es ist zu Beginn der Belagerung, die Engländer sind noch bei voller Kraft und machen sehr kräftige Ausfälle. Während eines solchen wird das Feuer einer ihrer Batterien mit solcher Präzision um den „Long-Tom" gerichtet, daß die Bedienung, nachdem sie bedeutende Verluste erlitten, sich von der Kanone zurückziehen muß, indem sie alle Munition mitnimmt. Den „Long-Tom" selbst hat indessen noch keine Bombe getroffen. General Joubert, der anwesend ist, bemerkt mit Kummer die Gefahr, in der die große Kanone schwebt, und sieht die Notwendigkeit ein, den Versuch zu machen, die feindliche Artillerie zum Schweigen zu bringen. Der General, der zu Pferd hinter einem kleinen Hügel kaum zweihundert Meter seitwärts von der Kanone hält, erhebt sich in den Steigbügeln und ruft: „Wer will den Versuch machen und eine Bombe zum ‚Long-Tom' tragen?" — Olsen und ein anderer Norweger, gewöhnlich „der Glöckner" genannt, melden sich sofort und erfassen ohne weiteres eines der sog. „Babies" (hundertfünfzigpfündige Bomben) des „Long-Tom". Das Geschoß, das infolge seiner Schwere und weil die Hände keinen richtigen Halt daran finden, sehr schwierig zu tragen ist, wird mit Mühe von den beiden Norwegern vorwärts geschleppt. — „Sie kommen nicht weit," äußert ein alter Bur und schüttelt seinen grauen Kopf. Fast hat es den Anschein, als ob er recht hätte. Drüben am Ziel stäubt der Sand heftiger als je unter den Kartätschenkugeln. Die beiden sind nur noch fünfzig Schritte von der Kanone entfernt, als eine weiße Rauchwolke sie plötzlich den Blicken der Zuschauer entzieht.

Der alte Bur hatte recht mit seiner Vermutung; als der Rauch sich zerstreut hatte, sah man die Norweger ausgestreckt am Boden liegen, das „Baby" zwischen sich. — „Nennt mir ihre Namen", sagte der General. „Es sind Skandinavier," äußert jemand, worauf Joubert beifügt, indem er seine Umgebung etwas satirisch ansieht: „Dachte mir's, daß sie von weit her kommen." —

Einar Olsen, dem eine Kartätschenkugel durch die Brust, eine durch den Arm und eine durch das Bein gegangen war, kam diesmal mit sechs Wochen Lazarett davon und schloß sich nach seiner Wiederherstellung dem Skandinavischen Korps an. Er fiel bei Magersfontein auf eine in jeder Hinsicht ehrenvolle Weise. — „Der Glöckner", dessen richtiger Name mir unbekannt ist, verlor den Gebrauch des linken Armes und war gezwungen, in Pretoria zu bleiben. —

Ein paar Tage vor der Schlacht bei Magersfontein machten die Engländer eine Scheinbewegung, um die Stellung der Buren auszukundschaften. Etwa dreißig Skandinavier versahen Patrouillendienst. Die am weitesten Vorgerückten hatten eben rapportiert, daß mehrere Tausend Mann englischer Infanterie im Anzug seien. Unsere kleine Schar ließ ihre Pferde hinter einem Hügel stehen, worauf die Reiter die Spitze erkletterten. Bald sah man, wie sich die englische Infanterie etwa zwei Kilometer weiter über die nächste Anhöhe „wälzte". Hinter ihr kam die Kavallerie, eine Batterie Feldkanonen eskortierend. Als sie auf ebenem Boden anlangte, setzte sie sich in Trab, gefolgt von den Kanonen, mit Ausnahme eines Maximgeschützes, das abprotzte und unsern Hügel zu beschießen begann. Augenscheinlich wollte man sich in seinen Besitz setzen. Es galt nun, klare Gedanken und flinke Beine zu haben.

Wir hatten mehrere Kilometer bis zum nächsten natürlichen Schutz, und dreißig Mann hoch den Versuch zu machen, achthundert Mann Kavallerie zum Stehen zu bringen, fiel uns nicht einen Augenblick ein. Wir feuerten einige Schüsse ab ohne ein anderes sichtbares Resultat, als daß sie nun im Galopp heranritten und die Maximkanone drüben auf dem andern Hügel heftiger zu feuern begann. Wir saßen übrigens schon im Sattel und ritten so von dannen, wie man nur reitet, wenn man jung ist und den heißen Wunsch hat, „noch mehr Kriege mitzumachen, als den, in dem man sich gerade befindet". Und nicht eine Sekunde zu früh kamen wir davon. Die Engländer befanden sich bald auf dem von uns verlassenen Hügel, und eine Hotchkißkanone hatte ihr Mundstück schon weit offen und ließ es spielen. Wir merkten dies auch bald an dem unangenehmen Zischen um die Ohren. Natürlich hatten wir uns über das Feld zerstreut, und dies hatte zur Folge, daß man nicht sehen konnte, ob alle mit waren. Als wir beim nächsten „Kopje" anlangten, schwenkten wir um dieses und waren nun außer Schußweite. Nun wurde aber gerufen, ein Verwundeter sei zurückgeblieben, und der Feldkornett fragte, ob jemand Lust habe, ihn zu holen. Indessen waren drei Mann bereits auf dem Weg, indem sie Pferde mitführten. Diesmal ritt man gegen das Hotchkißfeuer, was komischerweise bedeutend unangenehmer ist, als wenn man „mit" ihm reitet. Derjenige, der die raschesten Pferde hatte und mit den Kameraden ankam, mußte sich mit einem Lob des Feldkornetts begnügen. —

Unter den „kecken Burschen" im Skandinavischen Korps war Nils Jonsson von Helsingborg einer der kecksten. Er war der erste, der seinen Namen auf die Liste setzte, als diese in Pretoria und Johannesburg vor der Bildung des Korps zirkulierte.

Die folgende Szene spielt sich zwei Kilometer von den Mafeking umgebenden Laufgräben ab. Wir haben ein kleines Scharmützel mit dem Feind. Beide Parteien liegen hinter Steinen und Büschen, um sich so wenig als möglich zum Ziel

der Schüsse zu machen. Nach einstündigem gleichmäßigem Schießen wird das Feuer des Feindes schwächer und einige der Unsrigen gönnen sich einen kurzen Schlummer, während die Kameraden Wache halten. Plötzlich wird das Feuer sehr heftig; die Engländer haben eine Kanone auf einen nahegelegenen Hügel gebracht und geben eine volle Lage ab. Jonsson erwacht, indem ihm eine Erdscholle ins Gesicht fährt, und bemerkt, indem er das Blut von den Zähnen trocknet: „Ich glaube, die Schlingel schießen noch!" —

Otto Stael von Holstein von Kristiansstad war Adjutant bei Feldkornett Flygare. Er trug gewöhnlich den Namen „der Sextant", ein Name, dessen sich die Seeleute am leichtesten erinnerten. „Der Sextant" war allgemein beliebt und einer der besten Schützen.

Gerade ist das Feuer bei Magersfontein am heftigsten, und „der Sextant", der über sechs Fuß lang ist, steht hinter einem niedrigen Busch und sendet seine verderbenbringenden Bleigeschosse nach rechts und links unter die Engländer, die sich neben uns befinden. Wir haben ihm wiederholt befohlen, sich niederzulegen; aber er entschuldigte sich damit, daß er liegend nicht gut schießen könne. Endlich wird ihm das eine Bein an zwei Stellen durchbohrt, und er fällt, erhebt sich aber wieder und setzt seine Arbeit auf den Knieen fort. Da fährt ihm eine Kugel durch die linke Schulter, und er muß, nachdem er sich ein wenig von dem heftigen Schlag erholt hat, das Gewehr über einen Stein legen, um schießen zu können. „Nun mußt du also doch liegen?" fragt einer der Kameraden. „Ja, nun geht es leider nicht anders," war die Antwort. —

Unter den fünf oder sechs Landsleuten, die der Gefangennahme bei Magersfontein entgingen, befand sich auch K. Karlsson von Göteborg. Er war mit einem abgeschossenen Finger davongekommen. Auf dem Rückweg nach dem Burenlager veranlaßte er drei verirrte Schotten, die Waffen zu strecken, indem er sich hinter einen Strauch legte und tat, als wenn er Kameraden bei sich hätte. Mit seinen Gefangenen im Lager angekommen, antwortete Karlsson auf General Cronjes Frage, wie er allein und verwundet drei Mann habe gefangen nehmen können: „Ich habe sie umzingelt". —

Der Sieger von Belmont und Graspan, General Lord Methuen, macht die Runde unter den verwundeten und gefangenen Skandinaviern. Er ist selbst verletzt am einen Bein und kann nur mit Mühe gehen. „Ist ein Führer unter Euch?" fragt der General. Baron Fägerskiöld erhebt sich. „Wie viele Kanonen hat Cronje?" „Weiß nicht." „Und Sie?" fragt er weiter und weist mit seinem Stock nach einem andern. „Noch weniger, Sir." Zu Fägerskiöld gewendet, bemerkt der General: „Pfui, das ist Unsinn! Wenn Sie von dort kommen, so müssen Sie wohl wissen, wie es droben bei Scholtznek aussieht". Fägerskiöld antwortet: „Wenn es Unsinn ist, so können wir ja dieses Thema fallen lassen." Lord Methuen sah einen Augenblick aus, als wenn er Lust hätte, den Mann in die Hände zu nehmen; dann aber wandte er sich, machte eine leichte grüßende Bewegung und entfernte sich mit einem Lächeln auf den Lippen. —

Einer der Doktoren im Krankenlager am Modderriver ist damit beschäftigt, Namen auf ein Kreuz zu malen, das aus Bretterstücken zusammengenagelt ist. „Olaf Nelson, Scandinavian Corps" liest er und fügt hinzu, indem er den Pinsel in die Farbentasse legt: „Das war ein richtiger Wiking!" — „Wieso?" fragt jemand. — „Nun, wir hatten kein Chloroform, als wir ihm das Bein absägten. Als es überstanden war, äußerte er nur: Dank, Gentlemen!" —

In einem der Zelte ist es ungewöhnlich still. Hier liegen die schwer Verwundeten von unsern Landsleuten. Von allen leidet der Finne Hägglöf am meisten. Er ist durch den Kopf geschossen; die Kugel ist unter dem Kinn hinein und durch den Scheitel hinausgegangen. Hägglöf ist zwei Tage lang bewußtlos gewesen; doch kurz vor dem Tod kehrt sein Bewußtsein zurück, und er sagt: „Wenn ich nur noch einmal das kleine Häuschen sehen könnte, wo meine alten Eltern wohnen."

Kein Wunder, daß im Zelt kein Auge trocken blieb, weder bei Freund noch Feind.

Das Rheinfest des Lesezirkels Hottingen.

Mit fünf Abbildungen.

Wenn die Tage länger und die Gasrechnungen kürzer werden, wenn ungeduldige Hausfrauen die Vorfenster auf die „Winde" tragen, der Hausherr mittags ohne Ueberzieher vom Bureau nach Hause kommt und die Kinder von den Spaziergängen Himmelsschlüssel und Anemonen heimbringen, dann rüsten sich in Zürich die großen und kleinen Leute, um die Abdankung des Winters und die Thronbesteigung des jungen Frühlings mit einem lustigen Fest zu feiern. Das Sechseläuten ist eine Lenzesfeier für alle Stände, ein Ueberbleibsel aus jenen vergangenen Tagen, die öffentlichen Lustbarkeiten holder waren, mehr Muße dafür hatten als unsere rastlos jagende Zeit. Zu diesem durch alten Brauch geheiligten Volksfest gesellen sich seit einigen Jahren heitere und eigenartige Veranstaltungen, die auch außerhalb Zürichs Anteilnahme erwecken. Die Frühlingsfeste des Lesezirkels Hottingen, bei denen sich weitere Kreise beteiligen, um irgend einer hübschen Idee Leben zu geben, haben bereits Berühmtheit erlangt. Der außerordentlich prunkvollen Orientfahrt (1899) waren reizende Feste vorangegangen. Dann trat eine kleine Ruhepause ein. Die Finanzen des Vereins und seiner Mitglieder mußten sich wohl von den Strapazen, die sie im Orient erlitten hatten, etwas erholen. Auf dem Maskenball 1900 und bei den Aufführungen 1901 gab es nichts Außergewöhnliches zu bestaunen. Um so größer war die Vorfreude und der — Vorverkauf der Billete, als es hieß: in diesem Frühjahr gibt der Lesezirkel ein Rheinfest, auf dem in einem bunten Aufzug der Rhein von den Quellen bis zur Mündung dargestellt wird. Eine wunderhübsche Idee, deren Ausführung verdient, über die kurz bemessene Dauer eines fröhlichen Abends hinaus festgehalten zu werden.

Anmutig verbanden Text und Musik die einzelnen Gruppenbilder. Hier war in taktvoller Weise das richtige Maß eingehalten, — nur so viel Worte, als zur Erläuterung notwendig waren, nur so viel Musik, als es brauchte, Stimmung hervorzurufen und festzuhalten. Die Hauptsache blieb das lebendige, farbenheitere Bild.

Von der Höhe seiner unter eisigem Schnee begrabenen Heimat steigt der junge Rhein hinab ins Thal. Die Gletscherkönigin überreicht ihm den alpenrosengeschmückten Wanderstab und entläßt ihn mit ernsten und stolzen Worten:

„Es taucht ein Aar ins Wolkenlose
Hoch über uns im Sonnenschein.
Wir kränzen mit der Alpenrose
Den Wanderstab dir, junger Rhein.
Führ' nieder ihn, führ' ihn zu Thale,
Und eh' du trittst zum Meeresthor,
Den Völkern halt' im Eichensaale
Der Freiheit Zeichen grüßend vor!"

Und durch das wandersfrohe Lebewohl des muntern Rheines klingt das dankbare Versprechen an die Heimstätte seiner Jugend, an sein Quellenland: „Ich bin ein Schweizerknabe und hab' die Heimat lieb!"

Weiter zieht er. Immer breiter, immer mächtiger rauschen seine grünen Wellen, von Osten und Westen strömen Bäche und Flüsse, um sich mit ihm zu vereinigen. An seinen Ufern trägt die Rebe die saftigsten Trauben, Schloßruinen, die von toter Herrlichkeit erzählen, krönen die Felsen seines Gestades, reiche Städte spiegeln die Türme ihrer hohen Dome in seinen Fluten, das lebenslustigste Völklein lebt an seinen Ufern. Nirgends schwingt Prinz Karneval übermütiger sein Zepter als in „Köln, der alten Stadt, die hundert Kirchen und Kapellen hat". Die Bonner Studentenschar singt jauchzender als anderswo das „bibite, bibite", perlen doch in ihrem Becher des goldensten Weines Tropfen, und auch die ernste Kunst neigt sich lächelnd und Huld gewährend über die rheinische Künstlerstadt Düsseldorf. Segen bringen des Rheines Wellen, wo sein klares Wasser das Land bespült. Schönheit und Lebensfreude begleiten seinen Lauf. Aus der Abgeschiedenheit der Schweizer Heimat, aus der